

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 15

Artikel: Zum Muttertag!
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Arco (Trentino). Öffentlicher Garten mit dem Segantini-Denkmal.

Muttertrost.

Bin ich in später Nacht allein,
 Wenn alles ruht, wenn alles schweigt,
 O wie sich dann mein ganzes Sein
 Zu dir mit Macht hinüber neigt!
 Und wieder kommt dein liebes Bild,
 Holdlächelnd wie in jenen Tagen,
 Und nickt mir zu, als spräch es mild:
 „Mein armer Junge, laß dein Klagen!
 Noch bist du mein, noch bin ich dein,
 Schütt aus dein Herz an meinem Herzen,
 Vergessen wirst du alle Pein
 Und alle noch so herben Schmerzen.“ —

Einst hast du oft dies Wort gesagt,
 Mich dann gestreichelt und umschlungen,
 Wenn ich in trüber Zeit geklagt,
 Wenn ich mit Sorgen bang gerungen.
 Nun bist du fort, nun bist du fern,
 Wie hat sich alles nun gewendet,
 Doch bist du immer noch ein Stern,
 Der seine schönen Strahlen sendet,
 Denn immer kommt dein liebes Bild,
 Holdlächelnd wie in jenen Tagen,
 Und nickt mir zu, als spräch es mild:
 „Mein armer Junge, laß dein Klagen!“

Hermann Müllers.

Zum Muttertag!

Von Ernst Eschmann.

Jedes Jahr, wenn die Zeit des Muttertages heranrückt, fliegen meine Gedanken an den See, in meine engere Heimat, in mein Jugendparadies. Je älter ich werde, um so schöner erscheint es mir, mit um so dankbarerm Blick schaue ich hinauf nach dem Heimtvesen, wo ich durch die

Wiesen sprang, wo ich im nahen Walde mich tummelte, wo ich aller Tiere Kamerad und Freund war und wo ich mich an Winterabenden in der Stube beschäftigte, im Schein der Petrol-lampe, die von der Decke hing, Laubsägearbeiten machte und auch Spiele, das Gänsepiel,

Domino und viele andere. Immer war die Mutter dabei, und wenn sie nicht selber an unserer Kurzweil sich beteiligte, schaute sie von Zeit zu Zeit auf von ihrer Arbeit und sorgte dafür, daß alles seinen rechten Weg ging. Wir müßten nicht Kinder gewesen sein, wir Geschwister, wenn nicht gelegentlich ein Streit entbrannt wäre und bald das eine, bald das andere einen Vorteil zu erhaschen suchte, der dem Mitspieler unbequem war. — Wenn die Mutter eingriff, gab es bald Ruhe, es brauchte keine großen und lauten Worte. Ihr gütiges Wesen und die Achtung, die wir vor ihr hatten, genügte, daß wir uns wieder fanden und zufrieden unser Spiel fortsetzten.

Es ist eine der beseligendsten Wirkungen der Mütter, daß sie so gerne dem Frieden dienen, daß das Vermitteln in ihrer Art liegt, daß sie einen Streit zu schlichten verstehen und so das köstliche Element in der Familie bilden, das alles zusammenhält, das bindet und versöhnt.

Der Vater, der mitten im Lebenskampf steht, ist aus härterem Holz geschnitzt. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß er mit müdem Kopf und oft auch mit aufgepeitschten Nerven aus dem Geschäft kommt, wo so viel Verantwortung auf ihm lag und so manches auf dem Spiele stand. So ist es die Mutter, auch hier wieder die Mutter, die alle Schatten zu verscheuchen sucht, und es gelingt ihr, ohne ein großes Kunststück, ohne viel Worte, mit einer begütigenden Handreichung, mit einem Trost, mit einem stillen Hinweis auf die Kinder, die, ohne daß sie es wissen, die kleinen Sonnen in jeder geordneten Familie sind.

Heute am Muttertag wollen wir uns des stillen Heldentums erinnern, das die Mütter üben von Tag zu Tag, von einem Jahr ins andere, und wir wollen ihnen für die Uneigennützigkeit danken, mit der sie sich opfern. Ihre Werke werden im Buche der Familie nicht eingetragen. Sie muten an wie ein gutes Gedicht oder wie ein fein ziseliertes Prosastück, in dem das Beste und Schönste zwischen den Zeilen steckt. Es ist nicht zu sehen und ist doch da, es wird nicht ausgesprochen, und doch klingt es mit.

Tausendfältig ist die Aufgabe der Mutter, und auf tausend Arten kann sie sie lösen. Sie wird es tun ganz nach ihrer Individualität, sie wird die Umstände berücksichtigen, die vorherrschen, sie wird den Vater ergründen und in die besondern seelischen Einstellungen der Kinder einzudringen suchen und erst dann handeln und entscheiden, wenn sie auch hier zu einer Klarheit gekommen ist.

Das ist das Schwere, daß kein Fall wie der andere ist und wenn es recht gehen muß, die Mutter aus eigener und neuer Intuition heraus wirken soll. Pädagogik ist heute eine große, mächtig ausgebaute Wissenschaft. Sie füllt Bände, ja Bibliotheken, sie rückt mit unzähligen Beispielen aus der Vergangenheit auf, sie berichtet, was die besten Köpfe auf diesem Gebiete gedacht haben, was für Resultate sie gewonnen; sie verwendet die Ergebnisse der tiefgrabenden Psychologie und sucht das Hintergründige und im Unterbewußten Schlummernde zu erfassen und für ihre Forschungen fruchtbar zu machen. Und doch vermag eine Mutter, die alle diese Bücher nicht gelesen und alle die pädagogischen Vorlesungen nicht besucht hat, mit ihrem feinen Empfinden, mit ihrem angeborenen Spürsinn für das hier Gegebene und Notwendige oft allein das Richtige zu treffen und anzuordnen. Gewiß, diese Kunst ist nicht jeder Mutter gegeben. Und doch ist jeder ein Stück davon in die Wiege gelegt, und sie macht daraus, wenn die Zeit gekommen ist, soviel in ihren Kräften liegt.

Ich denke hier an die vorbildliche Mutter, wie sie Gottfried Keller in „Frau Regel Amrein und ihr Jüngster“ dargestellt hat. Der Vater hat in seinem vergnüglich fahrigem Seldwylergeist mit seinem Steinbruch Bankrott gemacht und dann das Weite gesucht. Die Mutter ist mit ihren Kindern zurückgeblieben. Sie allein hatte jetzt die Erziehung der Kleinen zu leiten, und sie erledigte sich meisterhaft dieser Pflicht. Sie lehrte sie, was sich geziemt, sie führte sie ins Leben ein und verfuhr dabei nicht allzu ängstlich, sie regierte nicht mit Geboten und Verboten aller Art, sie ließ ihre Jungmannschaft in großzügiger Weise gewähren und zeigte ihr die guten Wege, ohne ihr Schritt und Tritt vorzuschreiben. Sie ließ sie von innen heraus wachsen und griff nur ein, wo es unbedingt geboten war. Schon früh erzog sie ihre Kinder zur Selbständigkeit, nicht daß sie eines Tages hilflos auf gute Räte warteten. Sie erzog auch nicht mit Worten, sie redete den Kindern nicht die Ohren voll, und das größte und schönste Mittel, womit sie das meiste erreichte, war ihre Persönlichkeit, ihr rechtlicher Sinn und das gute Beispiel, das sie ihnen überall und allezeit gab. Ihre Tat war das Geheimnis ihres Erfolges. Doch sie war nicht nur die Führerin im häuslichen Bezirk. Wie ihr Bub älter wurde, hielt sie ihm auch vor, was er seiner Heimat schuldig war und daß es nicht anging, sich um die politischen Interessen des Gemeinwesens nicht zu



Arco (Trentino). Schloß und Fiume Sarca

bekümmern. Sie sorgte dafür, daß er die Versammlungen besuchte, wo über Wohl und Wehe der Vaterstadt geratschlagt wurde. Und oben-drein verstand sie es, das Geschäft weiterzuführen und es fertig zu bringen, daß die zerrütteten Geldverhältnisse wieder ins Geleise kamen.

Diesen Sinn für das Wesentliche, diese Anpassungsfähigkeit der Mütter bewundern wir immer wieder. Wie würde ihnen ihr Werk gelingen, wenn sie nicht jenen Zauberstab besäßen, der überall seine Wunder wirkt, der alle Rätsel löst und alle Wolken verscheucht: die Liebe! Die Mutter ist eine unerschöpfliche Spenderin von Liebe. Durch die Liebe vollbringt sie ihre schönsten Werke. Sie läßt ihre Hoffnung nicht sinken, immer glaubt sie wieder, und mag noch so manche Enttäuschung die Mutter in Zweifel bringen, aufs neue vertraut sie ihrem Kinde und setzt das Letzte daran, was sie im Grunde ihres Herzens besitzt. Wie es Pestalozzi getan hat, der allem Hohn und Spotte zum Trotz als leuchtendes Vorbild seinem Volke vorangegangen ist. Im Leben hat er gelebt, was er in seinen Büchern lobpries. Mit seinem mütterlichen Wesen hat er

die Welt erobert, und die Liebe hat ihm recht gegeben.

Mit der Mutter geht es vielen wie mit einem Schätze, der, solange wir ihn besitzen, durch seine alltägliche Gegenwart an Wert zu verlieren scheint. Wir sehnen uns nach der Sonne, wenn Regentage gekommen sind. Wir wissen erst, was für ein herrliches Gut die Gesundheit ist, wenn eine Krankheit uns heimsucht. Wenn wir aber die Mutter verloren haben, spüren wir, daß eine Stütze unseres Lebens zusammengebrochen ist. Eine Wunde ist uns geschlagen, die nie mehr ganz sich schließt, eine Narbe bleibt. Jetzt erst weiß ein jedes, was es besessen hat. Wie öde, verlassen kommt man sich vor in einem Haus, aus dem die Mutter für immer fortgetragen worden ist! Die Räume sind leer, eine furchtbare Stille gloht uns aus allen Winkeln an. Wir meinen, die Entschwundene kommen und gehen zu sehen. Wir glauben, jetzt müsse sie auf uns zutreten, uns ein gutes Wort geben oder mit einem Blicke erfreuen. Aber sie kommt nicht mehr. Zwanzig, dreißig, fünfzig Jahre ist sie um uns gewesen und hat für uns gesorgt; nun ist es plötzlich anders geworden. Wir können es nicht

begreifen. Wir müssen uns erst mit Mühe daran gewöhnen und unsern Gedanken mit Gewalt einhämmern, daß es Abend geworden und die Sonne untergegangen ist. Es ist so, wie es der feinsinnige Zürcher Maler auf einem seiner eindrucklichsten Bilder gezeigt und mit Gottfried Keller'schem Geiste ausgesprochen:

Mit dem Toten wandern Geister aus,
Die im Leben ihm den Becher reichten,
Ohne Freude wird das Haus,
Ohne Glanz und ohne Leuchten.

Wem fehlt die Mutter nun am meisten? Den Kindern? Dem Vater? Die Kleinen haben niemand mehr, zu dem sie ihre kleinen und großen Kummernisse tragen können. Wohl ist vielleicht eine Hilfe da, die im Hause zum Rechten schaut. Aber die Kinder fühlen es bald: es ist nicht die alte Liebe, die sie betreut. Dem Stücklein Brot, das sie in die Schule bekommen, fehlt etwas, und es fehlt etwas dem Nöcklein, das sie anziehen, dem Worte, das sie hören, der Luft in der Stube und selbst der Blume im Garten. Das Schönste, das Liebste ist fort, und der Vater vermißt es, nicht nur, weil die praktischen Verrichtungen im Hause zu leiden anfangen, viel mehr, weil die Familie den Hort verloren hat, der alle Fröhlichkeit, alles Festliche und das Leben Beglückende vereinigte.

Ja, es ist etwas Großes um diese Mütterlichkeit.

Ist es der Mutter vergönnt, durch Jahre und Jahre ihre Kinder, ihr ganzes Heim zu betreuen, bleibt ihr Walten von beständigen Mühen und Gefahren umwittert. Nie kommt sie so ganz zur Ruhe. Nicht einmal nachts, wo sonst die meisten Hände feiern. Und doch, in dieser Zeit, da die Kleinen noch täglich, ja stündlich um die Mutter versammelt sind, ist sie wohl am glücklichsten. Denn sie gehören ihr, ihr allein. Sie kennt ihre Wünsche und Gedanken, sie weiß um ihre Freuden und Leiden und guckt ihnen ins hinterste Fältlein ihrer Seele. Wenn sie anfangen in die Schule zu gehen, muß sie schon ein Teil dieses Besitztums preisgeben, und je älter sie werden, kommen die Heimlichkeiten und Wünsche, ein selbständiger Wille setzt sich durch, und eines Tages entdeckt die Mutter, daß das, was ihr noch vor wenigen Jahren alles gewesen ist, sich zu verflüchtigen beginnt. Immer weiter öffnet die Welt ihre Tore, immer weniger ist es einzig das Elternhaus, das den Lebensweg der Kinder bestimmt. Es kommt die Zeit, da sie alles selber erfahren wollen und den guten Winken nicht

mehr Glauben schenken, die die Mutter für sie bereit hält. Noch ein paar Jahrlein, und die Kleinen sind groß geworden. Die Söhne sind von ihrem Berufe und den tausend Interessen, die heute im Kopfe eines jungen Mannes wirbeln, mit Beschlag belegt. Auch viele Mädchen haben einen Beruf ergriffen, oder sie sind selber schon junge Mütter geworden. Stillter und einsamer wird's ums elterliche Haus. Ja, es kann geschehen, daß eine Mutter, die einst so ganz und nur ihren Kindern gelebt hat, im Alter dasteht wie ein entblätterter Baum im Herbst. Die Sehnsucht, Heimweh und Erinnerung bleiben zurück an die herrlichen Wochen des Frühlings, da alle Zweige in Blüte standen und ein leises, beglückendes Lied ihr im Ohre summt.

Die Mutter, die die Kinder an die Welt verliert, trägt manchen stillen Kummer in sich. Sie kann den Lauf dieser Geschehnisse nicht aufhalten. Die Macht der Verhältnisse ist stärker als sie. Auch dieser einsam gewordenen Mütter wollen wir heute gedenken, und wir wollen uns mit ihnen freuen, wenn ihnen von lieber Hand und ganz unversehrt ein bunter Strauß ins verlassene Stübchen fliegt, in die bescheidene Klaufe des Altersheimes, oder wenn es gar ein Briefchen ist eines Kindes von jenseits des Meeres oder ein paar unbeholfene Zeilen einer Enkelin. Der Wunsch, ihre Lieben zu betreuen, ist auch in diesen Alten nicht zur Ruhe gekommen. Aber das mütterliche Wesen liegt brach. Es findet kein Feld mehr, sich auszuwirken, Hand anzulegen, zu helfen und zum Rechten zu schauen. Schade um so viel gutes, opferbereites Wollen, wo doch so viel Ungemach in der Welt ist.

Geist der Mutter ist überall vonnöten. Denn das bedeutet: sich verstehen, einander helfen wollen, und letzten Endes findet sich alles in dem einen, das heute das begehrteste Gut ist, im Frieden.

Eine große Familie bilden wir Schweizer. Doch die Söhne, die Töchter sind so verschiedenartig in ihren Anschauungen, in ihrem Temperament, in ihrem Fühlen, in ihren Überzeugungen, daß es viel Mühe und Kraft kostet, sie im Hause „Zum Schweizerdegen“ einträchtiglich zu vereinen. Über die Sprachverschiedenheiten hinweg melden sich so viele Sonderinteressen, so viele Extrawünsche, und alle verlangen Gehör, alle tragen ihre Wünsche zur einen Mutter, alle möchten Liebkind sein, keines verzichtet gern, und jedes ist mißvergnügt, wenn's nicht nach seinem Willen geht.

Nur ein mütterlicher Geist vermag alle Schwierigkeiten zu überbrücken und es zustande zu bringen, daß der Friede im Haus bleibt und daß das große, unschätzbare Wort sich findet, zu dem sich alle bekennen und mit dem sich alle die Hände reichen.

Und heben wir die Schranken auf von Land zu Land, stehen wir da als Glieder einer großen Völkerfamilie. Menschen stehen zu Menschen. Ein jedes sucht ein Plätzchen an der Sonne. Da gibt es solche, die sich recht unbekümmert mehr Ellenbogenfreiheit verschaffen, andere beiseite schieben. Solche gibt es, die erst erwachen, solche, die dulden können, und andere, die nicht lernen wollen, daß Raum für alle die gute Erde hat. Da braucht es denn nicht viel, daß ein Fünkchen der Zwietracht aufblüht, ein Streit anhebt, aus dem Streit wird ein Krieg, und der Krieg droht, alle in den Abgrund zu schleudern, der sich plötzlich im fruchtbaren Boden geöffnet hat. Das Korn wird nicht mehr reif. Die Ernte, die so vielverheißend war, ist zerstört, und alle leiden, wo sie doch so gut nebeneinander lebten, wenn sie es nur sehen würden, wenn sie es nur einsehen wollten.

Mütterlicher Geist kann da nur Rettung bringen, ein Geist der Liebe und Versöhnung. Mütter wohnen in allen Ländern. Mögen sie zusam-

menstehen, mögen sie alle ihre Kunst und Kraft verschwenden in einer Zeit, da mehr als je Kanonen gegossen und Vorbereitungen getroffen werden, auf den unglückseligen Tag hin, da ein neuer Weltbrand aufzulodern beginnt. Keinen heißern Wunsch hegen wir, als daß letzten Endes und im Augenblick der höchsten Gefahr eine mütterliche Vorsehung am Werke ist, das Unglück aufzuhalten, das kein einzelnes hüben und drüben verschonen würde.

Mutter Erde, deine Kinder
Iren durch die dunkle Welt,
Berge türmen sich, Gebirge,
Und kein Stern, der sie erhellt.

Jeder ist sich selbst der Nächste,
Und die Herzen sind wie Stein.
Jeder möchte klug und Richter,
Jeder groß und Herrscher sein.

Mutter Erde, lehr' uns lieben
Mit der Liebe warmem Blick!
Führe die verlorenen Söhne
All in deine Hut zurück!

Gib uns Kraft zu neuem Glauben,
Steh' uns bei im harschen Wind.
Öffne uns die blinden Augen,
Daß wir alle Brüder sind!

Deine Kinder, du die Mutter!
Breite deine Arme weit
Über Grenzen hin und Länder,
Über alle Not und Zeit!

Der Mutter Tod.

Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt;
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Schleicht fort, so leis es immer kann,
Und schließt die Türe sacht,
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:

„Du, liebe Mutter, gib
Mir eine Blum aus deinem Strauß,
Ich hab dich auch so lieb!“

Und als die Mutter es nicht tut,
Da denkt das Kind für sich:

„Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So tut sie's sicherlich.“

Friedrich Hebbel.

Mutter.

Sie hatte jene schönen, ausdrucksvollen Augen, wie man sie nur hin und wieder findet auf dem Goldgrund alter Maler, in ihrem stillen, leuchtenden Glanz. Die Augen bildeten den Spiegel ihrer Seele. Und ihre Seele war ein Born der Güte, eine Quelle nie versagender, mütterlicher Liebe.

Mutter ging still durchs Leben. Einsamer, als

die meisten, die sie kannten, vermuteten. Und doch war sie so gerne fröhlich mit den Fröhlichen und trauerte mit den Trauernden. Denn sie hatte die Gabe, sich in die Freude wie in den Schmerz der andern vollends hineinzuleben. Mitfreuen und Mitleiden offenbarte sich als ein wesenhafter Zug ihres Wesens.